

Die Stimme aus dem Dunkel

EIN | LEBEN | ZWISCHEN | VERFOLGUNG | UND | HOFFNUNG

In der europäischen Geschichtsschreibung bleibt der Völkermord an Sinti und Roma unter dem Nationalsozialismus oft verschwiegen. Die Stimmen der Überlebenden sind ein Leuchtfeuer von Wahrheit, Widerstand und Hoffnung. Wilhelm Reinhardt, 1938 geboren, steht für diese Kraft. Die Stimmen der Überlebenden sind Leuchtfeuer von Wahrheit, Widerstand und Hoffnung. Wilhelm Reinhardt, 1938 geboren, steht für diese Kraft.

Als Sohn einer „Halbjüdin“ aus einer Sinti-Familie in Lindenbach erlebte Wilhelm die Verfolgung: Sein Vater wurde in Auschwitz ermordet, er selbst und seine Familie mussten sich verstecken, Angst und Diskriminierung überstehen. Doch Wilhelm überlebte – und berichtet.

Im exklusiven Gespräch berichtet er von den Verbrechen, die er als Kind erlebte, dem jahrzehntelangen Schweigen der Gesellschaft und warum es heute wichtig ist, die Wahrheit zu sagen. Seine Geschichte ruft zum Zuhören, Erinnern und Handeln auf.

Das MKZDR führte das Interview mit Wilhelm „Woliki“ Reinhardt, Zeitzeuge

Wie war das Leben Ihrer Familie in Idar-Oberstein vor der NS-Zeit?

Wir lebten im Lindenbach in Idar-Oberstein. Es war ein einfaches Leben, aber wir waren zusammen – als Familie. Mein Vater war ein leidenschaftlicher Musiker, mit Herz und Stolz. Er spielte Gitarre, war Berufsmusiker – wie sein Cousin Django Reinhardt. Aber er war auch ein liebevoller Vater. Ich erinnere mich gut an seine ruhige, fürsorgliche Art und daran, wie wichtig ihm unsere Familie war.

Meine Mutter, Hilda Hettrich, kam aus Oberstein. Sie war „Halbjüdin“. Wir hatten Nachbarn, ein Gefühl von Alltag und Zusammenhalt.

Aber mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten änderte sich alles radikal. Plötzlich wurden wir nicht mehr als Menschen gesehen, sondern als Ziel.

Ich bin 1938 geboren, mein Bruder Robert 1939 und unser jüngster Bruder Horst Werner kam 1940 – kurz nach der Verhaftung unseres Vaters – zur Welt.

Wann und wie begann die Verfolgung Ihrer Familie durch die Nationalsozialisten?

Die Verfolgung begann schleichend – aber sehr deutlich. Bei einer NS-Veranstaltung auf dem Marktplatz in Idar-Oberstein hat mein Vater den Hitlergruß verweigert. Daraufhin hat ihn der NSDAP-Ortsgruppenführer öffentlich



Wilhelm „Wili“ Reinhardt 1944.
Quelle: Stadtarchiv Idar-Oberstein [Abb. 84]

ins Gesicht geschlagen. Danach standen wir unter Beobachtung. Unsere Familie wurde immer stärker kontrolliert. Irgendwann mussten wir uns jede Woche bei der Gestapo melden. Selbst wir Kinder wurden fotografiert, mit einem großen „Z“ auf der Brust, und mussten Fingerabdrücke abgeben.

Erinnern Sie sich an die Verhaftung Ihres Vaters und was danach mit ihm geschah?

Ja, ich erinnere mich. Das war 1940, kurz vor der Geburt meines Bruders Horst Werner. Mein Vater wurde bei der sogenannten „Mai-Aktion“ verhaftet – zusammen mit vielen anderen Sinti, Roma und Juden aus der Region. Zuerst kam er nach Köln auf das Messegelände, dann ins Warschauer Ghetto. Er konnte mit seinem Bruder noch fliehen, wurde aber in Berlin wieder gefasst und später nach Auschwitz

gebracht. Dort ist er umgekommen. Ich habe später erfahren, dass er beim Aufstand im sogenannten „Zigeunerlager“ 1944 mitgemacht hat. Über dreißig Mitglieder meiner Familie wurden in Auschwitz ermordet.

Was bedeutete es für Sie als Kind, zu wissen, dass Ihr Vater nach Auschwitz deportiert wurde?

Ich war noch sehr Kind, aber ich habe gespürt, was das bedeutet. Meine Mutter war verzweifelt. Sie hat versucht, uns Kinder irgendwie zu retten. Ich habe gespürt, dass er nicht zurückkommen würde. Das Gefühl, dass jemand einfach verschwindet und nie wiederkommt – das begleitet einen das ganze Leben. Es war wie ein Loch, das nicht mehr zu geht.

Wie haben Sie den Moment erlebt, als Sie erfuhren, dass Ihre Familie auf einer Erschießungsliste stand?

Ich hatte Todesangst. Ich war noch ein Kind, aber ich habe es verstanden. Wir mussten uns mit anderen Familien im Gestapo-Hof versammeln. Da hieß es, wir würden erschossen. Ich hatte Bammel, das sage ich ganz ehrlich. Wir haben drei Tage in dieser Angst verbracht, bis wir wieder nach Hause durften – unter der Auflage, die Stadt nicht zu verlassen. Das hat sich tief eingebrannt. Meine Mutter war so verzweifelt, dass sie mit uns vom Schloss springen wollte. Das war der Moment, an dem ich gemerkt habe: Unsere Welt ist nicht mehr sicher.

Wie erlebten Sie die Zeit in den verschiedenen Kinderheimen? Was hat Sie dort am meisten geprägt?

Die Zeit in den Heimen war furchtbar. Ich war noch ein Kind, aber dort war ich oft einfach nur ein Feindbild. Es gab Schläge – für nichts und wieder nichts. Wir wurden grün und blau geprügelt. Es hieß immer: „Wenn ihr was sagt, kommt ihr weg.“ Das hat uns eingeschüchtert. Was mich aber wirklich geprägt hat, war dieses Gefühl, immer auf der Flucht zu sein, nie sicher. Ich habe gelernt, wachsam zu sein – und still. Das Vertrauen in Erwachsene war weg.

Welche Rolle spielten andere Kinder – besonders jüdische, Sinti- und Roma-Kinder – in dieser schweren Zeit für Sie?

Ohne die anderen Kinder hätte ich es vielleicht nicht geschafft. Wir hatten alle dasselbe Schicksal. Ob jüdisch, Sinti oder Roma – wir wussten, dass wir zusammenhalten müssen, weil wir sonst alleine waren. Untereinander war das wie eine stille Solidarität. Wir haben uns gegenseitig gestützt, uns manchmal heimlich getröstet. Das war unser einziger Rückhalt in einer Welt, die uns nicht wollte.

Wie erinnern Sie sich an den gescheiterten Suizidversuch Ihrer Mutter – was ging damals in Ihnen vor?

Das war einer der schmerzhaftesten Momente meiner



Wilhelm „Willi“ Reinhardt, Überlebender des Holocaust, mit ADD-Präsident Thomas Linnertz bei der Verleihung der Landesverdienstmedaille am 14.03.2025. Foto: Privat [Abb. 85]

Kindheit. Meine Mutter hat gesagt: „Wir springen vom Schloss runter.“ Sie konnte nicht mehr. Ich war ein kleiner Junge, aber ich habe gespürt, dass sie das ernst meinte. Als wir oben waren, habe ich mich losgerissen und bin weggerannt. Ich hatte Todesangst – nicht nur vor dem Springen, sondern auch davor, dass ich sie verlieren würde. Sie ist mir nicht gefolgt. Vielleicht hat meine Flucht ihr den letzten Halt gegeben, nicht zu springen. Das vergesse ich nie.

Wie haben Sie die Diskriminierung im Alltag – etwa bei Luftangriffen oder im Umgang mit der Polizei – erlebt?

Die Diskriminierung war überall – jeden Tag, jede Stunde. Besonders schlimm war es bei den Luftangriffen. Während andere Schutz in Bunkern suchen durften, wurden wir rausgejagt. Ich erinnere mich an einen Moment: Mein Bruder und ich wollten uns in Sicherheit bringen, aber Polizisten haben uns einfach aus dem Bunkergang geworfen. Draußen flogen die Splitter durch die Luft. Aus purer Angst sind wir in eine Kirche gerannt – da durften wir bleiben. Diese Unterschiede im Leben und im Überleben haben sich tief eingebrannt. Die Polizei war für uns keine Hilfe – sie war Bedrohung. Wir wussten nie, ob sie uns nur verhören oder gleich mitnehmen.

Was bedeutete es für Ihre Familie, regelmäßig bei der Gestapo erscheinen zu müssen?

Das war Terror mit System. Meine Mutter, meine Brüder und ich mussten jede Woche zur Gestapo. Schon als Kind habe ich diese Angst gespürt: Was passiert, wenn sie uns heute nicht mehr gehen lassen? Es wurden Fotos gemacht, wir mussten unsere Fingerabdrücke abgeben – sogar als Kinder. Wir waren registriert, markiert, überwacht. Und irgendwann stand unser Name auf einer Liste zur Erschießung. Diese ständige Bedrohung – sie hat unsere Kindheit zerstört.

Wie sah Ihr Leben nach dem Krieg aus – insbesondere Ihre „Heimkarriere“ und die Zeit bei Pflegeeltern?

Nach dem Krieg ging es für mich nicht einfach „weiter“. Ich war ein Kind, das alles verloren hatte – meine Familie, mein

Zuhause, meine Sicherheit. Meine „Heimkarriere“, wie man das nennt, dauerte bis 1950. In den Heimen herrschte oft Gewalt. Ich habe viele Schläge bekommen, oft grundlos. Dann kam ich zu Pflegeeltern. Auch dort war das Leben hart. Ich musste Kühe hüten, schwere Arbeit leisten. Aber ich war draußen, ich hatte ein Bett. Und irgendwann durfte ich sogar zur Schule gehen und eine Metzgerlehre machen. Das war der erste Schritt in ein eigenes Leben.

Welche Rolle spielte Bildung für Ihren späteren Lebensweg?

Bildung war für mich ein Lichtblick – ein Ausweg. In den Heimen war die Schule das Einzige, das mir Struktur und Hoffnung gegeben hat. Ich habe lesen und schreiben gelernt, und später den Volksschulabschluss gemacht. Ohne diese Bildung hätte ich nie eine Lehre beginnen können. Die Ausbildung zum Metzger war mein erster richtiger Neuanfang – etwas, das mir niemand nehmen konnte. Bildung hat mir ein Stück Würde zurückgegeben.

Wie schwer war es für Sie, nach all dem Erlebten in der Gesellschaft Fuß zu fassen?

Es war sehr schwer. Auch nach dem Krieg hörte die Diskriminierung nicht auf. Wir wurden weiterhin „Zigeuner“ genannt, staatlich benachteiligt, oft ignoriert oder verspottet. Eine Entschädigung für das erlittene Unrecht gab es lange nicht. Aber ich wollte nicht aufgeben. Ich habe gearbeitet, meine Familie gegründet, mich zurück ins Leben gekämpft. Trotzdem spüre ich bis heute, wie viel Misstrauen uns Sinti und Roma noch immer entgegenschlägt. Aber ich habe gelernt, standzuhalten. Vielleicht auch, weil ich schon als Kind lernen musste zu überleben.

Wann begannen Sie, öffentlich über Ihre Geschichte zu sprechen?

Lange Zeit habe ich geschwiegen. Aus Scham, aus Angst, und auch, weil niemand wirklich hören wollte, was wir erlebt haben. Erst viele Jahre später – als ich älter wurde und die ersten Schulen mich eingeladen haben – habe ich angefangen, über meine Geschichte zu sprechen. Ich habe gemerkt, wie wichtig es ist, dass junge Menschen erfahren, was geschehen ist. Damit sich so etwas nie wiederholt. Heute sehe ich es als meine Aufgabe, als Zeitzeuge zu erzählen.

Welche Reaktionen erleben Sie heute, wenn Sie als Zeitzeuge auftreten?

Die meisten jungen Menschen sind sehr offen, sehr berührt. Viele sagen mir, dass sie von diesen Geschichten noch nie gehört haben – dass ihnen das in der Schule nie so erklärt wurde. Manchmal fließen Tränen. Es gibt aber auch Menschen, die wegschauen oder nicht glauben wollen, was passiert ist. Aber ich bleibe ruhig. Ich habe es er-



Wilhelm „Wili“ Reinhardt, Foto: Privat [Abb. 86]

lebt. Ich erzähle nicht, um Mitleid zu bekommen – sondern damit die Wahrheit bleibt.

Was denken Sie über den heutigen Umgang mit Sinti und Roma in Deutschland?

Es hat sich einiges verbessert – aber nicht genug. Wir werden oft noch immer misstrauisch beäugt, anders behandelt. Rechtsextreme Angriffe, Ausgrenzung, Vorurteile – das gibt es bis heute. Selbst ich war noch vor wenigen Jahren Ziel rassistischer Anfeindungen. Es gibt Gesetze, ja, aber im Alltag spüren viele von uns noch immer Ablehnung. Der Weg zu echter Gleichbehandlung ist noch lang.

Hat sich durch die Entschädigungsdebatte seit den 1990er-Jahren etwas für Sie verändert?

Es war ein kleiner Schritt in die richtige Richtung, dass endlich anerkannt wurde, was uns angetan wurde. Aber es kam spät. Und es war nie wirklich eine Entschuldigung – eher eine späte Geste. Für viele Opfer kam sie zu spät. Für mich persönlich war es wichtig, dass unsere Geschichte endlich gehört wurde. Aber der Schmerz bleibt. Eine Zahlung ersetzt kein Leben, keine Kindheit, keine Familie.

Was möchten Sie jungen Menschen über die NS-Zeit und den Umgang mit Minderheiten mit auf den Weg geben?

Ich möchte, dass junge Menschen hinsehen, zuhören und lernen. Dass sie sich nicht blenden lassen von Parolen oder Vorurteilen. Dass sie verstehen, wie schnell aus Worten Taten werden können – und wie gefährlich Ausgrenzung ist. Ich war selbst ein Kind, das man entrechtet, verfolgt und fast vernichtet hat – nur wegen seiner Herkunft. So etwas darf nie wieder passieren. Menschlichkeit ist das Wichtigste, was wir haben. ▼

Das Überleben der Karoline Schott Steinbach

ZWISCHEN | DUNKELHEIT | UND | LICHT

Während sich die Welt bis heute intensiv mit dem Holocaust und dem Schicksal der Juden beschäftigte, blieben die Geschichten über das Leid der Sinti und Roma viel zu lange an den Rand gedrängt. Eine davon ist die Geschichte von Karoline Schott, geborene Steinbach, einer Frau, die die dunkelste Seite des 20. Jahrhunderts überlebte.

Von der Kindheit in Worms bis zur ersten Verfolgung

Karoline wurde am 8. November 1922 in Gau-Köngernheim bei Alzey in Rheinhessen geboren – als älteste Tochter einer großen Sinti Familie. Mit ihren Eltern und acht Geschwistern wuchs sie in Worms auf. Mit 16 Jahren begann sie im städtischen Pflanzgarten zu arbeiten, gemeinsam mit ihrem Vater. Das Leben war einfach, aber stabil – bis die Zeit des Nationalsozialismus anbrach.

Der erste Schlag der rassistischen Verfolgungspolitik traf ihre Familie im Jahr 1940, als sie aus ihrem Zuhause vertrieben wurden. Im Juni desselben Jahres kam die Familie nach Frankfurt in das Lager in der Dieselstraße, später in das neu errichtete Lager in der Kruppstraße. Die Lebensbedingungen dort waren katastrophal: Hunger, Krankheiten, Zwangsarbeit und die ständige Angst vor der Deportation in den Osten bestimmten den Alltag.

Mit einem Kissen statt dem Kind nach Auschwitz

Im März 1943 wurden Karoline, ihr Ehemann und ihr wenige Monate alter Sohn Karl-Heinz zur Deportation nach Auschwitz festgenommen. In einem verzweifelten Versuch, das Kind zu retten, versteckte Karolines Mutter das Baby und gab ihr stattdessen ein in eine Decke gewickeltes Kissen in den Arm. Doch die Täuschung wurde ent-



Karoline Steinbach vor der Inhaftierung in das Konzentrationslager Auschwitz. Auf dem Bild war sie vermutlich zwischen 16 und 18 Jahre alt.
Quelle: Arolsen Archives [Abb. 87]

deckt. Die Nationalsozialisten zwangen Karoline, ihr Kind mit auf den Weg in das Vernichtungslager zu nehmen – in die Hölle von Auschwitz.

Nach ihrer Ankunft im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau erhielten sie die Häftlingsnummern Z-2975 und Z-2654. Sie wurden im sogenannten „Zigeunerlager“ untergebracht. Noch im selben Jahr starben sowohl ihr Ehemann als auch ihr Sohn. Doch damit sollte das Leiden Karolines noch lange nicht enden.

Mengele und das verschwundene Neugeborene

Karoline wurde Opfer medizinischer Experimente unter der Leitung des berühmten Lagerarztes Josef Mengele. Man injizierte ihr Typhusbakterien – sie fiel ins Koma und lag wochenlang bewusstlos im Krankenlager. In dieser Zeit war sie schwanger und brachte schließlich ein weiteres Kind zur Welt – ein Mädchen, das ihr sofort von den SS-Männern weggenommen wurde. Karoline erfuhr nie, was mit ihrer Tochter geschah.

Von Auschwitz wurde sie in das Frauenlager Ravensbrück gebracht, danach ins KZ Buchenwald und schließlich ins

Name:	SCHOTT, Karoline	T/D	989 208
Eltern:	od. SCHIEMER geb. STEINBACH		
Ehem.:			
Ehefr.:		Rel.:	
Geb.:	8.11.1922 Gau-Köngernheim	Nat.:	deutch.
	15.6.1940 v. Worms n. Frankfurt		
	9.3.1943 nach Auschwitz H.Nr. 2 975		
	15.5.1944 Ravensbrück H.Nr. 4 038		
	15.6.1944 Buchenwald		
	14.4.1945 in Altenburg Buchenwald befreit.		
Ant.f. Wiedergutmachung Worms/Rhein			
	MSc.23.6.70	Brief-Nr.:	

Karoline Steinbach aus Worms wurde nach Frankfurt, dann in die Lager Auschwitz, Ravensbrück und Buchenwald deportiert. Am 14.4.1945 wurde sie dort befreit. Quelle: Arolsen Archives [Abb. 88]

Der Völkermord an den Sinti und Roma darf nicht vergessen werden.
Überleben allein genügt nicht – man muss auch wahrgenommen werden.
Die Geschichte von Karoline Schott verdient es, gehört, erinnert und gewürdigt zu werden –
als Warnung und als Zeugnis menschlicher Widerstandskraft.



Karoline Schött, geb.
Steinbach (*8.11.1922
† 19.5.1917) Quelle: Arolsen
Archives [Abb. 89]

Außenlager Altenburg, wo sie durch schwere Zwangsarbeit in Rüstungsfabriken bis zur Befreiung im April 1945 überlebte. Sie war eine der wenigen Sinti, die mit dem Leben davon kam.

Nach der Hölle – ein Leben in Ignoranz

Nach ihrer Befreiung kehrte Karoline nach Worms zurück – nur um festzustellen, dass ihre Wohnung nun von ehemaligen Nachbarn bewohnt wurde und ihr Bruder Jakob im Lager Bergen-Belsen ermordet worden war. Mit großem Lebenswillen baute sie sich ein neues Leben auf: Sie gründete eine neue Familie. Am Ende war sie Mutter von acht Kindern, Großmutter von 24 Enkeln und Urgroßmutter zahlreicher Urenkel.

Doch auch nach dem Krieg gab es keine Gerechtigkeit aus. In den 1950er Jahren stellte sie einen Antrag auf Entschädigung für die rassistische Verfolgung – dieser wurde abgelehnt. Ihr Leid – wie das vieler Roma – blieb jahrzehntelang ungesehen, verschwiegen, übergangen. Erst zwanzig Jahre nach dem Krieg wurde ihre Internierung in Frankfurt offiziell anerkannt.

Häftlings-Personal-Karte von Karoline Steinbach [Abb. 90]

Häftlingskarteikarte von Karoline Steinbach, geboren am
8.11.1922 in Gau-Köngernheim, wohnhaft in Frankfurt am Main.
Sie wurde am 9. März 1943 von der Gestapo in das Konzentrations-
lager eingewiesen. [Abb. 91]

Zeitzeugin und Symbol des Widerstands

Karoline Schott Steinbach starb 2017 in Worms, fast 95-jährig. Ihr Lebensweg steht nicht nur für die Grausamkeit des NS-Regimes, sondern auch für das lange Schweigen und die Gleichgültigkeit über das Leiden der Sinti und Roma in der deutschen Erinnerungskultur. ▼

ROMA-FRAU | UNTER | DEN | „GERECHTEN“

Wie die Romni Hajrija Imeri-Mihaljić im Schatten des Krieges ein jüdisches Mädchen rettete – und zur „Gerechten unter den Völkern“ wurde.

Es war ein kalter Februartag im Jahr 1942, als sich Hajrija Imeri-Mihaljić, eine Romni aus dem kleinen Dorf Ade nahe Priština, entschloss, ein Risiko einzugehen, das sie das Leben hätte kosten können. In einem Lager in Mitrovica wartete ein kleines jüdisches Mädchen namens Ester-Stela Baruch auf Hilfe.

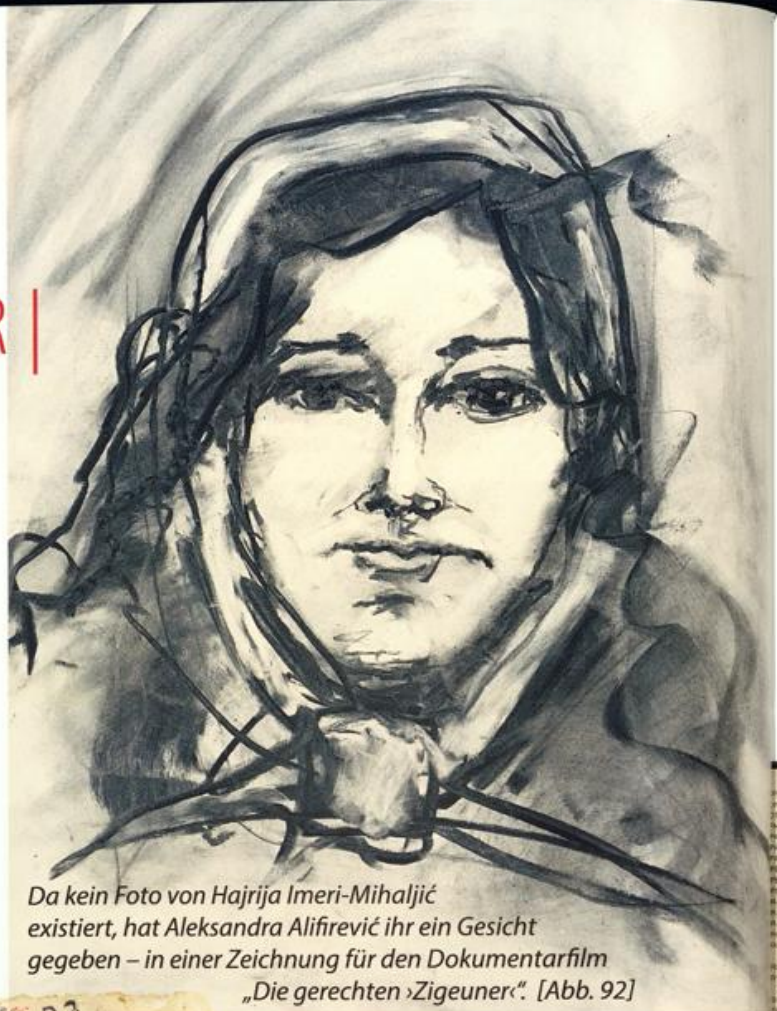
Eines Tages kam tatsächlich jemand – eine Romni in traditioneller Kleidung, die einen Rock trug und Brot sowie ein Paar Schuhe mitbrachte. Sie brachte Hoffnung in eine Zeit, in der kaum noch Hoffnung existierte.

Die Geschichte von Hajrija Imeri gehört zu jenen beinahe vergessenen Erzählungen, die von Menschlichkeit inmitten der Unmenschlichkeit zeugen – Geschichten, die erst spät die Anerkennung erhielten, die sie verdienen. Erst Jahrzehnte später, im Jahr 1991, wurde ihre Tat offiziell gewürdigt: Die israelische Gedenkstätte Yad Vashem ehrte Hajrija posthum mit dem Titel „Gerechte unter den Völkern“. Doch die Geschichte beginnt viel früher – in einem Haus in Kosovska Mitrovica.

Ein Kind zwischen zwei Welten eher: Identitäten

Die jüdische Familie Baruch lebte zu Beginn des Krieges in Kosovska Mitrovica. Hajrija arbeitete dort schon seit ihrer Jugend als Haushälterin für die Familie. Als das pro-nazistische Regime die Macht übernahm, flohen Esters Eltern – Bukica Baruch, eine Jüdin, und Blagoje Acević, ein Serbe – in die Berge, um sich dem Widerstand anzuschließen. Die kleine Ester blieb bei ihrer Großmutter zurück.

Im Februar 1942 begannen die deutschen Besatzer mit der Deportation jüdischer Männer zwischen 16 und 60 Jahren. Doch auch Frauen und Kinder blieben nicht verschont: Ester und ihre Großmutter wurden in ein Sammellager in Mitrovica gebracht. Auf dem Weg dorthin wurde ihr Großvater erschossen.



Da kein Foto von Hajrija Imeri-Mihaljić existiert, hat Aleksandra Alifirević ihr ein Gesicht gegeben – in einer Zeichnung für den Dokumentarfilm „Die gerechten ›Zigeuner‹“. [Abb. 92]



Ester-Stela Baruch, damals unter dem Namen Miradia Imeri, bei ihrer Pflegefamilie im Dorf Ade, 1945 [Abb. 93]

Als Hajrija davon erfuhr, machte sie sich mit ihren drei kleinen Kindern auf den Weg zum Lager. Sie betrat es unauffällig – die Wachen glaubten wohl, sie arbeite dort, niemand stellte Fragen. Die Großmutter lächelte traurig, als sie Hajrija sah, und küsste ihre Hand. In ihren Armen hielt sie die kleine Ester, die die vertraute Frau sofort erkannte – die Frau, die immer Zeit für sie hatte. Die Großmutter sagte: „Ich bin alt. Es spielt keine Rolle, was mit mir geschieht. Aber dieses Kind muss leben.“ Hajrija versprach, das Mädchen wie ihr eigenes aufzuziehen – ein Versprechen, das sie unter Lebensgefahr hielt. In Lumpen gehüllt, schmuggelte sie die kleine Ester aus dem Lager.

Ein neues Leben mit einem neuen Namen

Zurück in Ade gab Hajrija dem Kind einen neuen Namen: Ester-Stella Miradia. Zusammen mit ihrem Mann zog sie das Mädchen groß, als wäre es ihr eigenes. Ester sprach bald fließend Romani, vergaß ihre jüdische Herkunft – nicht aber die Wärme und Liebe ihrer neuen Mutter. Nach dem Krieg suchte Hajrija nach Esters Familie. Die Großmutter war im Lager-Sajmište in Belgrad gestorben, von den Eltern fehlte jede Spur. Als Ester älter wurde, offenbarte Hajrija ihr die Wahrheit: wer sie war, woher sie kam, wer ihre Familie gewesen war.

